

Central Asiatic  
Journal

Edited by Giovanni Stary

45 (2001) 2

100

Harrassowitz Verlag

3411

# Altaica gottingensia

von  
GERHARD DOERFER  
(Göttingen)

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten  
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern  
Noch weghalten von der erschrockenen Seele  
Stummes Niederfallen ferner Sterne.  
Viele Geschicke weben neben dem meinen,  
Durcheinander spielt sie alle das Dasein,  
Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens  
Schlanke Flamme oder schmale Leier.  
(Hugo von Hofmannsthal)

Im folgenden sei eine Auswertung und Beurteilung neuerer Untersuchungen zum „altaischen“ Wortbestand geboten. Zu beachten ist

(1) Der Ausdruck „plausibel“ ist in meiner Terminologie kein Synonym für „richtig“. Was plausibel ist, kann richtig sein, muß es aber nicht. Daß ein Vergleich „plausibel“ ist, bedeutet, daß er auf den *ersten Eindruck* hin einen überzeugenden Eindruck macht. Laien fallen auf Scheinfreunde solcher Art herein. Aber tatsächlich ist durch plausible Erklärungen etwas erst „unter Beweis gestellt“, d.h. noch nicht bewiesen.

Hier zwei (altbekannte) Beispiele für „plausible“ Vergleiche ohne Wert:

(1) Latein. *habere* wird automatisch von jedem Laien als verwandt empfunden mit deutsch *haben* (engl. *have* usw.). Tatsächlich aber stammt laut Pokorny das lateinische Wort aus \**ghabh-* ‚nehmen‘, das deutsche aus \**kap-* ‚fassen‘. (Und dieses Wort ist ein Impressivwort, also deskriptiv, vgl. Doerfer in BILLS 44f. und vgl. u. a. turk. *qap-*, ungar. *kap-*, arab. *qabada*, *qabila*, *qabaşa*.)

(2) Engl. *to call* (schwed. *kalla*) = ? griech. *καλεῖν*. Sehr plausibel. Aber falsch, da *to call* < \**gal-* (rufen, schreien), dagegen *καλεῖν* < *kel-* ‚rufen, schreien, lärmern‘. Wobei, nebenher bemerkt, beide Wörter deskriptiv (Allerweltswörter) sein dürften (vgl. suaheli *kelele-*).

Vgl. schon Müller 312: „Kein Gelehrter wird wohl heute noch wagen ... *to call* mit dem griechischen *kaleîn* ... zu vergleichen“ (1861 bzw. 1870!). Aber Vergleiche dieser Art sind in der „Altaistik“ bis heute üblich. Die Majorität der Starostinschen Gleichungen bestehen aus solchen „falschen Freunden“. (Und das ist sein kleinster Fehler.)

Andererseits – auch das ist bekannt – gibt es durchaus haltbare Vergleiche ganz unähnlicher Wörter, z.B. griech. *Θεῖνω* ‚ich schlage‘ = altisländ. *guðr* ‚Kampf‘ zur Wurzel \**g<sup>u</sup>hen-*. Ich habe das zusammengefaßt in dem bon mot Ähnlichkeit beweist nichts.

(2) Ein Sonderfall der „plausiblen“ Verwandtschaftsbeweise sind die identischen, vielmehr ähnlichen Pronomina. *Pronomina sind aber nicht beweiskräftig für den genetischen Zusammenhang von Sprachen.* (Vgl. schon Schütz.) Verwandte Sprachen haben ähnliche Pronomina, aber dieser Satz ist nicht umkehrbar: *Ähnliche Pronomina beweisen keine Verwandtschaft.* Pronomina sind nicht verwandtschaftlich, sondern *vorverwandtschaftlich*. Koch hat in einem allgemeinen (vagen) Sinne sicher recht, wenn er die Sprachentwicklung der Menschheit mit jener des Kindes vergleicht und annimmt, daß eine gewisse Parallele zwischen Ontogenese und Phylogenese besteht. Freilich scheint bei ihm vieles nicht überzeugend, z.B. daß die Sprache *allein* aus der Mutter-Kind-Beziehung entstanden und fortgeführt worden ist, so daß von -1 Mio bis -250 000 (oder gar 120 000?) allein Frauen sprachen und Sprache lehrten. Derlei wie auch vieles andere läßt sich nicht beweisen. Wissenschaft ist aber nicht die Lehre vom Seienden, Wissenschaft ist die Lehre vom Beweisbaren.

Von „Sprache“ sollte man nur dann reden, wenn sich Lautregeln aufstellen lassen, so daß, zusammen mit einer gewissen (möglichst schmalen) Toleranzbreite (Analogie, Tabu, Fremdeinflüsse ...) ein genetischer Zusammenhang streng begründet werden kann. Bloße Ähnlichkeit begründet keine Sprachfamilien. Man vergleiche nun:

(1. Ps. Sg., 2. Sg., 1. Pl. excl., 2. Pl.)

Tü.	Mo.	Tg.
* <i>bän</i>	* <i>bi</i>	* <i>bi</i>
* <i>sän</i>	* <i>ti</i>	* <i>si</i>
* <i>biz</i>	* <i>ba</i>	* <i>bō</i>
* <i>siz</i>	* <i>ta</i>	* <i>sō</i>

Die „Ähnlichkeit reduziert sich bei genauerem Zuschauen auf ein Minimum. Nur wenn man ä = i = i setzte und s- = t-, wächst sie ein wenig (unerheblich). Aber das reicht nicht zum lautgesetzlichen Vergleich. *So* läßt sich keine Verwandtschaft beweisen. Eher entsteht der Eindruck, daß es sich um „Sprachtrakte“ (vorliterarische Sprachkontakte) handeln mag, von der nehmenden Gruppe nur halb verstanden und reproduziert. – Pronomina sind „Lückenwörter“, d.h. sie füllen bei sehr frühen Gemeinschaften, die ihre Sprache noch nicht voll entwickelt haben, eine gewisse Lücke, die nach Füllung von irgendwoher drängt, ähnlich wie manche Zahlwörter oder Wörter wie tü. *bol-* ‚werden‘ (ähnlich mo., ural.). Zu den Zahlwörtern: Es ist bekannt, daß z.B. FU und Sam. kaum gemeinsame Numeralia haben, selbst diese (zwei und fünf/zehn) können Sprachtrakte (entlehnt) sein. Aber vgl. andererseits IE \**k<sup>u</sup>etuer* ‚vier‘, das schon von der Form her nicht ursprünglich wirkt und einen Konkurrenten hat in anatol. *mewa* und ähnlich. Zum Thema „Zahlwörter“ bereite ich eine besondere Arbeit vor. – Kinder kennen keine Pronomina. So mögen denn Pronomina anfangs irgendwo entstanden und dann in einem Sprachtrakt weitergekommen sein. Recht dämlich ist es, wenn Karl May Old Shatterhands indianische Freunde stets wie Kinder sprechen läßt: „Winnetou sagt howgh“. Alle Indianersprachen können Pronomina korrekt ausdrücken. Indianer sind keine geistig zurückgebliebenen Kinder.

3. Nichts ist einfacher als die Verwandtschaft zweier Sprachen zu beweisen – vorausgesetzt, man nimmt derlei nicht allzu streng. Mit Starostinscher Großzügigkeit läßt sich *alles* beweisen, aber nichts konsolidieren. Für ihn gilt: Gib mir zwei Sprachen, und ich beweise dir, daß sie verwandt sind. Sie dürfen auch vom Mars und von der Venus stammen. Dies ist sozusagen intergalaktische Linguistik. Mutter Erde ist zu klein geworden für den Starostinschen Genius.

In streng logischer Hinsicht sollte man das pro und contra abwägen, also vor allem die *Lücken* in der Beweisführung feststellen. Wenn hundert (kaum kontrollierte) Punkte für eine These sprechen und *ein* klarer Gegenbeweis existiert, muß man die These fallen lassen. *Ein* negatives Beispiel wiegt mehr als hundert positive. Vgl. auch Abschnitt 6 Zusammenfassung (Bondi).

Dieser Satz gilt aber für viele Vergleiche offenbar nicht. Wohin das nun als letzte Konsequenz führen kann sei hier untersucht. Ich will – annahmehalber – „beweisen“, daß Tü. und Malaisch verwandt sind. (Warum auch nicht, das sind doch lauter „Gelbe“!) Zunächst lassen sich leicht Wörter finden wie tü. *ebed* ‚Ewigkeit‘ = mal. *abad*. Nehmen wir an, unser fiktiver Vergleich sei fähig, zu erkennen, daß beide Termini Lehnwörter aus einer dritten Sprache (dem arabischen *abad*) sind. Schon mit dieser Annahme ist unsere Beweisführung strenger als jene der Nostratiker, von denen z. B. keiner die Vorgeschichte der Tschad-Sprachen kennt, jedoch nicht zögert, sie mit einer Fülle anderer „afroasiatischer“ Sprachen zu vergleichen (von deren Vorgeschichte er oft ebenso wenig weiß).

Aber vergleichen wir Tü. mit Malaisch, Sprachen, deren älteste Belege aus etwa derselben Zeit stammen (7./8. Jh.). Wir finden:

Tü.	Mal.
<i>apa</i> älterer Bruder, ä. Schwester	<i>abang</i> id.
<i>ap ap</i> weder noch	<i>abai</i> unbedeutend
<i>ač-ug</i> offen	<i>adjak</i> ermutigt
<i>eyä</i> < <i>edi</i> Herr	<i>ajah</i> Herr Vater
<i>ayran</i> Muttermilch	<i>ajer</i> Wasser
<i>al-</i> wegnehmen	<i>alah</i> verloren
<i>alan</i> level open ground	<i>alangan</i> Sandbank
<i>alp</i> tapfer	<i>alap-alap</i> Falke
<i>an</i> Gedanke	<i>angan</i> id.
<i>an+</i> jener	<i>anu</i> der und der, N. N.
<i>at-</i> werfen	<i>atas</i> Oberseite, oben
<i>āra</i> zwischen	<i>arah</i> Richtung
<i>ānük</i> Junges von Tieren	<i>anak</i> Kind, Junges
<i>and</i> Eid (mo. <i>anda</i> Eidbruder)	<i>andal</i> anvertraut
<i>ās-ki, ās-lig</i> erwachsen	( <i>meng-</i> ) <i>asuh</i> großziehen, pflegen
<i>āz-</i> sich verirren	<i>asing</i> fremd

Zu bemerken ist:

- a) Benutzt wurde vom Mal. allein Gerhard Kahlo: 1–260;
- b) andere austronesische Sprachen – die sicher ein viel reicheres Vergleichsmaterial ergeben hätten – sind nicht berücksichtigt worden;
- c) dies sind allein die Entsprechungen zu mal. a-. Gingen wir von dem Starostinschen Glanzgedanken aus, daß alle Vokale gleich sind (also = 1 gelten), so würden sich sehr viel mehr Belege ergeben, da man ja dann auch Entsprechungen zu e-, i-, o-, u-heranziehen müßte.
- d) Auch ist, abermals mit S., die Möglichkeit, daß tü. Wörter mit Vokalanlaut auf \*h- < ... \*p- zurückgehen können, nicht berücksichtigt worden. Vgl. chaladsch *hačug* offen, *hāra* zwischen. Betrifft bei S auf pp. 174–199 die Nummern 18, 32, 50, 53(!), 85, 107, 117, 123, 157, 172, 190, 256, (?)261, 287.

Trotz aller Selbstbeschränkung ergab sich eine Fülle von Vergleichsmöglichkeiten – freilich von Wörtern *ganz disparater Bedeutungen*, nicht zu ordnen in semantischen Familien (wie z. B. Zahlwörter oder Körperteilbezeichnungen). Hier sind die Wörter ebenso chaotisch ungeordnet wie jene der „altaischen“ Sprachen, ja, da keine geographische Nachbarschaft besteht, vielleicht noch *disparater*.

Die Nostratiker, unter Führung des genialen S., würden es sicher schaffen, auch die mal. Körperteilbezeichnungen mit den „altaischen“ zu vergleichen. Hier eine untertänige Anregung. Vgl. Doerfer 1995a, 252–257 in der dortigen Reihenfolge (Auge, Hand, Kopf, Fuß, Ohr, Nase, Mund, Herz, Haar, Zunge) = mal. *mata*, *tangan*, *hulu/murda*, *kaki*, *kuping/telinga*, *hidung*, *mulut* (vgl. deutsch *Maul*, niederdeutsch *Muul*), *hati/djantung* (vgl. engl. *heart*, sprich *ha:t*), *rambut/surei*, *lidah*. Wie leicht lassen sich da Vergleiche finden wie *mata* Auge = mo. *mede*-Wissen (vgl. griech. *oida* ich weiß ~ latein. *vidi*) oder zu *tangan* Hand: ewenki *tug ga* fünf (fünf Finger!, vgl. *lima* fünf und Hand in vielen austronesischen Sprachen). Diese Reihe ließe sich beliebig fortsetzen.

4. Wie der Leser erkannt haben wird, läuft meine Argumentation darauf hinaus zu zeigen, daß die „altaischen“ Sprachen „nicht verwandt“ sind, sich ihre Verwandtschaft jedenfalls nicht beweisen läßt. Bei einem Gespräch in Mainz mit Grønbech stellte ich fest,

daß auch er von der Verwandtschaft der „altaischen“ Sprachen nicht überzeugt war. Ich fragte ihn, warum er das nicht schriftlich niederlege. Seine Antwort war: Wissen Sie, man beweist so ungern etwas Negatives. Dieses Gespräch erwähnte ich gegenüber dem bekannten Slavisten Vasmer. Er meinte dazu: Wieso ist Ihre These etwas Negatives? Nun, in der Tat deckt ja meine These, niedergelegt in MT, gerade die Fülle der *tatsächlichen* Beziehungen zwischen Tü., Mo. und Tg. auf und ist nebenher nicht rein linguistisch (pure linguistics is poor linguistics), sondern auch historisch-ethnologisch von Belang.

Nun hat Hamp 1970 den Gedanken geäußert, man könnte zwar beweisen, daß Sprachen verwandt sind, man könne aber nicht beweisen, daß Sprachen nicht verwandt sind, also ihre Gemeinsamkeiten auf Entlehnung beruhen: „We can only demonstrate relationship, never non-relationship“. Andererseits gilt nach ihm: „it would be foolish to claim that the Altaic relation was one of the generally accepted truths“. Da ein echter Zusammenhang weder phonologisch, noch morphosyntaktisch, noch syntaktisch bisher bewiesen ist, gelte: „it is clear that adequate formulations of the level of quality are not yet available or accessible to make such a claim more than a hope“.

Nun wohl, aber um einen meiner Grundsätze zu zitieren: Wissenschaft ist nicht die Lehre vom Seienden, Wissenschaft ist die Lehre vom Beweisbaren. Und Hamps Satz ist inhaltsgleich mit der Feststellung: „Der genetische Zusammenhang der ‚altaischen‘ Sprachen ist nicht beweisbar“ oder einfacher: Die altaischen Sprachen sind nicht verwandt, ihre Gemeinsamkeiten sind nicht genetisch, sondern areal zu erklären. Also etwa so wie Ungarisch und Tschechisch Gemeinsamkeiten haben, z. B. die stete Betonung auf der ersten Silbe. Man spreche einmal die berühmten puschkinischen Zeilen auf ungarische Art:

Čto-to slýšetsja ródnoje  
v dólǵix pésnjax jámščika –  
to rázgul'e údaloje,  
to sérdečnaja tóska:

5. Die „altaische“ These ist eigentlich schon widerlegt durch den „ü-Test“ (vgl. MT § 6.6). Es ist charakteristisch für den blinden Eifer der Anhänger der „altaischen“ These, daß ihnen die Schlüs-

selstellung dieses Phänomens (mo. ü = ewenki teils i, teils ü) nicht aufgegangen ist. Vielmehr heißt es bei Ramstedt 138: „Altes ü ist im Tungusischen u, aber auch in ziemlich vielen Beispielen i“. Auf p. 148 f. werden 13 Belege für tü., mo. ü = tg. u gegeben, 4 für ü = i (die Entsprechungen zu čuvaš. *kiv-* = mo. *gübi-*, ferner angeblich zu tü. *tiz*, *tirä-*, *izäni*). Es wäre leicht, diese Ausführungen zu zerpfücken. Da sie aber in einem sehr frühen Stadium der wissenschaftlichen Erfahrung gemacht worden sind, unterlasse ich das. Schon Poppe 110–112 hat die Schwierigkeit *geahnt*. Es heißt dort über die Entsprechung mo. ü /tg. u: „Die letzteren Fälle sind manchmal verdächtig in der Einsicht, daß es alte Lehnwörter sein können. In viel geringeren Fällen wird das alte \*ü im Tungusischen durch i vertreten“. Es erhellt, daß die Lösung dieses Problems nur möglich ist, wenn wir von der überholten These des „altaischen“ genetischen Zusammenhangs abgehen und die areale These Tg. → Mo. + Mo. → Tg. bevorzugen, wobei sich zeigt, daß es sich bei 91% der tg.-mo. Gemeinsamkeiten um mo. Elemente im Tg., handelt, bei 9% um tg. im mo. Dies entspricht auch dem historischen Durchsetzungsvermögen der beiden Gruppen.

Betrachten wir nun die Entwicklung der „altaischen“ These, von Ramstedt (1957) über Poppe (1960) und Illič-Svityč (1971) bis zu Starostin 1991.

R1 Mo. *naiľja*, *naiyulja-* ‚sich biegen, schwanken‘, tg. *nai* ‚lange, dünne Rute, Angelrute‘, tü. *yayqa-* ‚sich biegen, sich bewegen‘. „Plausibel“ TME

Mo. *naiyulja-* zu Grundform *naiľju-*, davon *naiľja-* Verkürzung. Cf. Lessing ‚to flutter in the wind; to shake, swing, bend (as branches of a tree in the wind); to sway; to quiver (leaves, etc.)‘. Zu *-ľja-* s. Poppe 1954, 64; \**nai-* ist nicht belegt.

Tg. SS 578 *nai* ew.E (?) *nadil* (Aldan) ‚Angel‘, *nai* ew.W/E ‚lange dünne Stange, Harpunenschaft, Stange, um Fische ins Netz zu treiben‘, ähnlich arm., lam., oroč., ud., ul., orok., nan. *kili* (fehlt ma., jü.). Außer in ew. Aldan (s. oben) und orok. (*navi*) überall in der Form *nai*. Möglich ist Herkunft aus \**navi* (s. Benzing 34). Vgl. auch Shir. 176 *nai* manegir. ‚Harpunenschaft‘. Als nautischer Ausdruck wohl gut tg., die Verbreitung weist nach Osten. Vgl. nun nivx. NRS 93f. *inau*, 206 *nau* ‚an einem Ende zugespitzter Stock‘. Dabei möglicherweise *nau* < *nabi* → Orok. (ältere Form be-

